

Beverly LaHaye / Terri Blackstock

Ein Geschenk des Himmels



Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-027-3

Alle Rechte vorbehalten

Originaltitel: Seasons under Heaven

© 1999 by Beverly LaHaye / Terri Blackstock

Published by Zondervan Publishing House, Michigan, USA

© der deutschsprachigen Ausgabe

2008/2000 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Ingo Rothkirch

Umschlagbild: © Con Tanasiuk/Design Pics/Corbis

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /

Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Koninklijke Wöhrmann, Niederlande

www.francke-buch.de

*Ein jegliches hat seine Zeit,
und alles Vorhaben unter dem Himmel
hat seine Stunde:
geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit;
pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist,
hat seine Zeit;
töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit;
abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit;
weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit;
klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit;
Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat
seine Zeit; Herzen hat seine Zeit, aufhören zu Herzen
hat seine Zeit;
suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit;
behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit;
zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit;
schweigen hat seine Zeit, reden hat seine Zeit;
lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit;
Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.*

(Prediger 3,1-8)

1. Kapitel

Joseph Dodd gehörte nicht zu jenen Kindern, die krank spielten, um auf sich aufmerksam zu machen. Seiner zehnjährigen Schwester Rachel war das schon eher zuzutrauen, denn sie war die Einzige unter vier Geschwistern, die immer ein wenig wehleidig tat. Ihre Zwillingschwester Leah wollte ihr nicht nachstehen, und so hatte auch sie unverhofft schon so manches „Bauchweh“ bekommen. Selbst der zwölfjährige Daniel bediente sich ab und zu einer Kopfschmerzattacke, um die bevorstehende Mathearbeit nicht mitschreiben zu müssen.

Joseph war da ganz anders. Brenda, seine Mutter, wusste, dass ihr fast Neunjähriger zu den Kindern gehörte, denen das Schummeln völlig fremd war. Was er fühlte und dachte, spiegelte sich unverkennbar in seinem Gesicht wie ein Wetterwechsel im April. Brenda blieb daher nicht die geringste Veränderung verborgen.

Deshalb wusste sie auch gleich, dass irgendetwas nicht stimmte an jenem Tag vor seinem neunten Geburtstag. Morgens tauchte er mit dunklen Ringen unter den Augen auf, und die Haut war bleich wie das Umweltpapier, auf das sie ihre Schularbeiten schrieben. Sein roter Haarschopf, den er stets mit viel Mühe bändigte, weil sich drei Wirbel darin befanden, war ungekämmt geblieben. Hatte er es heute vergessen? In der Küche angelangt, hielt er sich sogleich am Tisch fest. Er schaute zu Boden und rang nach Atem.

Brenda ließ sofort die Eier stehen, die sie gerade fürs Frühstück schlug. Sie beugte sich zu ihm hinab

und schaute ihm in die Augen. „Joseph, was ist denn los, mein Schatz?“

„Weiß nicht“, murmelte er.

„Bist du krank?“, fragte sie und fühlte dabei seine Stirn.

„Irgendwie ist mir schwindlig.“

„Es ist sein Blutzucker“, meinte Daniel, bevor er sich den Mund voll Cornflakes stopfte. Er wischte sich einen Tropfen Milch vom Kinn und fuhr fort: „Du weißt doch, wir haben letzte Woche die Bauchspeicheldrüse besprochen. Und in unserem Biobuch stand, dass einem schwindlig wird, wenn die Bauchspeicheldrüse nicht richtig funktioniert.“

„Was ist denn die Bauchspeicheldrüse?“, fragte Joseph und runzelte die Stirn.

„Daniel, schmatz nicht so“, sagte David, sein Vater. „Besprecht ihr gerade die Drüsen in Biologie?“

Noch bevor Daniel antworten konnte, fragte Joseph ungeduldig: „Was ist die Bauchspeicheldrüse?“ Er atmete noch immer schwer, und er begann, sichtbar zu schwitzen.

David schob die Kaffeetasse beiseite, lehnte sich über den Tisch und fühlte Josephs Stirn. „Wie sieht’s aus, Sportsfreund?“

Joseph antwortete nicht. Er wartete noch immer auf die Antwort auf seine Frage.

„Die Bauchspeicheldrüse ist natürlich eine Drüse“, erklärte Daniel mit einem Mund voller Cornflakes. „Sie ist nahe bei den Nieren.“

„Mutti, Daniel spricht mit vollem Mund“, bemerkte Leah altklug.

Rachel verbesserte: „Die Bauchspeicheldrüse ist doch nicht bei den Nieren. Sie ist ganz nahe am Herzen.“

„Wie willst denn du das wissen? Du hast doch noch gar nicht den Menschen in Bio!“

„Nein, aber ich habe doch selber so eine Drüse“, antwortete Rachel schnippisch und meinte, damit gewonnen zu haben.

„Ich hole mal mein Buch“, sagte Daniel. „Ich werde es dir beweisen.“

„Setz dich auf deine vier Buchstaben, junger Mann.“ Brenda wandte sich wieder ihren Rühreiern zu und nahm die Pfanne vom Herd. Sie drehte sich zum Tisch um und brauchte wegen der kleinen Küche nur einen Schritt dorthin zu tun, worauf sie die Teller mit je einer Portion Rührei füllte. Dabei fiel ihr eine Locke in die Stirn, die sie aber sogleich anblies und wieder dorthin beförderte, wo sie hingehörte. Obwohl die Sonne noch lange nicht im Zenit stand, verbreitete sich schon wieder eine drückende Schwüle im Haus. Auch wenn es viel Strom kostete, so würde sie heute doch wieder die Klimaanlage eine Stufe höher stellen müssen. Anderenfalls musste sie damit rechnen, die Kinder, die zu ihr in den Privatunterricht kamen, nicht mehr bändigen zu können.

Sie setzte an, auch Joseph etwas Ei auf den Teller tun, doch der wollte nichts essen.

„Joseph, mein Junge, du musst doch was essen“, sagte der Vater.

„Ich esse später.“

Brenda stellte die Pfanne wieder auf den Herd, stützte die eine Hand in die Hüfte und sah hinüber zu ihrem Sohn. „Rachel, ob du mal die Klimaanlage eine Stufe höher stellst? Vielleicht fühlt sich Joseph besser, wenn es ein bisschen kühler in den Räumen ist.“ Während Rachel sich auf den Weg machte, um ihren Auftrag auszuführen, sagte Brenda: „Ich hoffe sehr, dass du nicht wieder krank wirst, Joseph.“

„Du kannst doch an deinem Geburtstag nicht krank sein“, rief Leah. „Mutti, können wir trotzdem morgen feiern, auch wenn er krank ist?“

„Natürlich nicht. Dann müssen wir die Feier eben verschieben.“

„Ich will sie aber nicht verschieben“, wandte Joseph ein und richtete sich gleichzeitig ein wenig auf. „Mir geht es jetzt besser. Gib mir doch auch etwas Rührei.“

Brenda lächelte, als sie ihrem Sohn eine kleine Portion Rührei auf den Teller schob. Vielleicht ist er ja doch in Ordnung, und er muss nur erst mal was essen. „Mir geht es auch manchmal morgens so, Joseph. Wenn ich am Abend vorher nicht richtig gegessen habe, fühle ich mich am nächsten Morgen auch flau, bis ich etwas esse.“

„Das ist der Blutzucker“, warf Daniel ein.

„Normalerweise esse ich eher zu viel.“ Brenda klopfte mit der flachen Hand auf ihre etwas strammen Hüften. „Irgendwie überzeugt mich mein Körper immer wieder, dass ich kurz vor dem Verhungern bin.“ Sie strich sich mit der Hand durchs Haar und betrachtete ihren Jüngsten. „Joseph braucht sich um seine Bauchspeicheldrüse keine Gedanken zu machen. Ich denke, dass die ordentlich funktioniert. Doch ich muss sagen, Daniel, dass ich es toll finde, wie gut du Bescheid weißt. Findest du nicht auch, Schatz, dass er schon ein richtiger kleiner Doktor ist? Er könnte ja fast schon Medizin studieren.“

David lächelte und strich seinem ältesten Sohn über den Rücken. „Du hast Recht. Ich habe immer gesagt, dass Daniel ein cleverer Kerl ist.“

„Ich auch, Papa“, sagte Rachel, die gerade wieder an den Tisch herantrat.

„Ihr seid alle clever. Aber man kann jetzt noch gar nicht sagen, was ihr mal werdet“, sagte Brenda. „Ich gehöre eben zu den Müttern, die mächtig stolz auf ihre Kinder sind. Ich hoffe nur, dass die Leute nicht meinen, ich würde angeben.“ Jetzt nahm auch sie

sich einen Teller und setzte sich an den Tisch. „Bevor Papa aus dem Haus geht, sollten wir noch über die Feier reden. Morgen vor neun Jahren hat mir der Arzt ein ganz wertvolles Bündel in den Arm gelegt. Vor neun Jahren – stell dir das mal vor, Joseph. Muss dir wie eine Ewigkeit vorkommen, oder?“

Joseph schwieg. Er stützte sein Kinn in eine Hand und stocherte mit der anderen im Rührei.

„Für *mich* waren das neun lange Jahre“, meinte sein großer Bruder Daniel.

David musste sich das Lachen verbeißen, und Brenda schaute amüsiert zu ihm hinüber.

„Ich habe alle angerufen, die bei uns im Unterricht sind“, sagte sie zu Joseph. „Sie sollen morgen um zwei bei uns sein. Wir werden draußen feiern. Heute Nachmittag müssen wir auf jeden Fall schon mal die Kuchen backen. Möchtest du Sandkuchen, Zitronenkuchen oder Schokoladenkuchen? Überleg dir gut, welcher Teig dir am besten schmeckt, denn du willst doch bestimmt wieder die Schüssel auslecken.“

Joseph antwortete nicht. Und die beiden Eltern schauten sich wieder an. „Joseph!“ David nahm die Hand des Jungen. Joseph sah auf: „Ja, Papa?“

„Mutti hat dich was gefragt. Welchen Kuchen wünschst du dir?“

„Ähm ... in der Kastenform.“

„Welche *Geschmacksrichtung*?“, mischte sich Daniel ein. „Mutti, er ist wirklich krank.“ Brenda runzelte die Stirn. „Schatz, willst du vielleicht doch lieber wieder ins Bett gehen?“

Er nickte und schob seinen Teller von sich. Dann stand er auf und trottete in sein Zimmer.

„Ich werde ihn zum Arzt bringen“, sagte Brenda zu David und ging zum Telefon. „Irgendetwas stimmt nicht mit ihm.“

„Ich denke auch. Ruf ihn lieber an.“

„Erzähl ihm von der Bauchspeicheldrüse“, rief Daniel. „Vielleicht denkt der Doktor sonst nicht daran.“

David lachte, während er seinem Sohn das Haar zerzauste.

Beim Arzt mussten sie eine Stunde lang warten, um dann schon nach fünf Minuten wieder das Sprechzimmer zu verlassen. David, der in seiner Werkstatt hinter dem Haus beschäftigt war, als sie heimkehrten, kam herbeigelaufen und fing sie schon an der Auffahrt ab.

„Wie geht es meinem Jungen?“

Brenda stieg aus dem Auto aus. „Der Doktor meint, es sei wahrscheinlich eine Nebenhöhlenentzündung. Er muss nur ein Antibiotikum nehmen.“

„Wir können sogar feiern“, meldete sich Joseph. „Hat jedenfalls der Doktor gesagt.“

„Meinst du, du hältst das durch?“ fragte David.

„Bestimmt“, antwortete Joseph. „Ich bin jetzt nur müde. Deswegen gehe ich früh ins Bett.“

„Wie wäre es, wenn du gleich gehen würdest?“, fragte Brenda. „Schlaf ein bisschen, während wir Unterricht machen.“

Joseph wehrte sich nicht und das sprach Bände. Er fiel ins Bett und schlief vier Stunden, während Brenda seine Geschwister unterrichtete.

David schaute zwischendurch immer wieder nach Joseph. „Ihm geht es gut“, berichtete er seiner Frau. „Er ist gestern einfach zu lange aufgeblieben.“

„Vielleicht hast du Recht“, sagte Brenda. „Er hat auch wieder Farbe im Gesicht, oder?“

David grinste: „Mit seinen roten Haaren hat er ohnehin schlechte Karten, was die Gesichtsfarbe betrifft. Das ist der Nachteil aller Rotschöpfe.“

Brenda umarmte ihren ebenfalls rothaarigen Ehe-

mann und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. „Armer Kerl. Er möchte doch auf keinen Fall an seinem Geburtstag krank sein.“

„Ach, das wird er auch nicht. Er ist doch eigentlich hart im Nehmen. Eine Nebenhöhlenentzündung wird ihn nicht gleich umwerfen. Da muss schon mehr kommen.“

Brenda versuchte, ihre Sorgen zu verscheuchen, aber sie hatten schon Wurzeln geschlagen. Sie hoffte nur, dass man sich auf die Diagnose ihres Hausarztes verlassen konnte.

2. Kapitel

Tory Sullivan, die im Haus neben den Dodds wohnte, wusste am nächsten Morgen nicht, ob sie weinen oder einen Tobsuchtsanfall bekommen sollte, als sie die angetrocknete Erdbeerlimonade auf ihrer Computertastatur entdeckte. Ein Plastikbecher lag daneben in einer roten Pfütze. Zwei zusammengeknüllte Küchentücher und eins mitten auf der Tastatur deuteten auf den vergeblichen Versuch, das Malheur zu beseitigen.

„Brittany! Spencer!“, schrie sie und hatte sich gegen die Tränen und für den Tobsuchtsanfall entschieden. „Spencer, komm sofort her!“

Sie bekam keine Antwort und hatte eigentlich auch keine erwartet. Die Kinder hatten sich wahrscheinlich in ihrem Wandschrank versteckt und versuchten nun, zwischen den dort hineingestopften Kuscheltieren nicht aufzufallen. Oder sie kauerten unter einem der Betten und warteten, bis die Luft rein sein würde.

Tory lief in die Küche, schnappte sich eine Rolle Küchentücher und versuchte, die Schweinerei zu beseitigen. Doch es war schon zu lange her, und das „Wisch-und-weg-Prinzip“ funktionierte nicht mehr.

Jetzt rollten doch noch die Tränen, als sie auf den Monitor schaute. Die schwarze Fläche deutete darauf hin, dass jemand den Computer wahrscheinlich in der Hoffnung ausgeschaltet hatte, er werde dadurch ganz verschwinden. Doch nicht der Computer hatte sich in Luft aufgelöst, sondern die vier Seiten, die sie geschrieben und nicht gesichert hatte, denn nach dem Duschen wollte sie gleich weiterarbeiten. Der Gedanke war entsetzlich. Das frisch auf-

getragene Augenmake-up rann mit den Tränen die Wangen hinab. Hektisch ließ sie sich auf dem Bürostuhl nieder, ohne sich darum zu kümmern, dass die Reste der Erdbeerlimonade auf dem Stuhl von ihren weißen Shorts aufgesogen wurden. Sie schaltete den Computer ein. Eine Fehlermeldung wies sie zurecht. Sie habe den Computer ausgeschaltet, ohne ordnungsgemäß ausgestiegen zu sein. Sie versuchte das Problem zu lösen, indem sie die Reset-Taste drückte. Dennoch reagierte die Maschine nicht richtig auf die Befehle, die sie über die verklebte Tastatur eingab. Doch nicht nur, dass die Tastatur hin war – auch ihre vier Seiten waren auf Nimmerwiedersehen im Cyberspace verschwunden.

„Brittany! Spencer!“ Sie rief die Namen inzwischen weniger wutentbrannt, aber dafür umso verzweifelter. Sie griff nach einem Papiertuch, um sich die Tränen aus dem Gesicht zu wischen. Darauf begab sie sich schnurstracks zu einem der Wandschränke, in dem sich die Kinder befinden konnten. Es war – zufällig – Spencers Zimmer, das sie zuerst betrat. „Ihr könnt weglaufen, aber ihr könnt euch nicht auf Dauer verstecken“, rief sie ihren Kindern mit einem scharfen Unterton zu. „Wer hat die Limonade verschüttet?“

Es kam keine Antwort, und zwischen den in den Schrank gestopften Stofftieren war keine Spur von den Kindern zu entdecken. Sie ging hinüber zum Bett und schlug die Tagesdecke hoch. Doch auch unter dem Bett waren die Kinder nicht.

Tory verließ Spencers Zimmer und betrat Brittanys Reich. Ihre Fünfjährige saß mit feuchten Augen an ihrem Tisch und malte mit gespielter Feuereifer eine Blume aus. „Ich habe ein Bild für dich gemalt, Mama“, sagte sie schnell. Sie sah aus wie ein Püppchen, als sie mit großen, runden Augen zu ihrer

Mutter aufschaute. Wie ein Sündopfer hielt sie ihr das Meisterwerk entgegen. Aber ihre Unterlippe begann zu zittern. „Es war Spencer. Ich mag doch gar keine Erdbeerlimonade.“

Der rote Schnurrbart über Brittanys Oberlippe hätte die Beteuerung des Mädchens sofort als Lüge entlarvt, wenn Tory nicht ohnehin gewusst hätte, dass es sich anders verhielt. Tory stützte die Hände in die Hüften, wobei ihre ganze Wut plötzlich verflog und tiefer Traurigkeit Platz machte. „Brittany, mein Computer. Wie kannst du deinen Bruder beschuldigen!“

„Er stößt doch ständig was um“, brachte sie schluchzend hervor. „Ich ... habe ihm gesagt ..., dass er von dem Computer wegkommen soll. Aber ... er hat nicht gehört. Und als ich ihn dann wegziehen wollte ...“

Die Wahrheit kam mit den Quiektönen ihrer sich überschlagenden Stimme heraus. Und Tory wusste, dass die Verzweiflung echt war. Sie seufzte tief und baute sich vor ihrer Tochter auf: „Britty, ich habe euch tausendmal gesagt, dass ihr kein Essen und keine Getränke in dieses Zimmer mitnehmen sollt. Jetzt ist der Computer kaputt ...“ Auch Tory konnte die Stimme nicht mehr halten, und sie wischte sich ihre feuchten Wangen. „Wo ist Spencer?“

„Weiß nicht“, weinte Brittany. „Ich hoffe, er ist weggelaufen und kommt nie wieder.“

„Brittany“, schalt Tory sie, „so was Schreckliches sagt man nicht. Wo versteckt er sich?“

„Er versteckt sich nicht“, sagte Brittany. „Ihm ist das alles egal. Er ist nach draußen gegangen, während du deine Haare gewaschen hast.“

„Draußen? Britty, warum sagst du das nicht gleich?“ Sie sprang auf und rannte zur Hintertür. „Spencer Sullivan!“ Sie entdeckte ihn auf der Pferdekoppel der Bryans. Er kletterte auf der Einzäunung

herum. „Spencer, komm da weg!“ Mit ein paar Sätzen überquerte sie den Rasen.

Der Vierjährige schaute über die Schulter, bemerkte, dass er Probleme bekommen würde, und kauerte sich unter den Zaun in der Hoffnung, unsichtbar zu sein. Eins der Pferde dahinter wieherte seinen Unwillen hinaus, und das Fohlen schreckte zurück.

„Spencer, komm da sofort heraus!“

Sie erreichte den Zaun, beugte sich hinunter, packte ihren Sohn und zog ihn hervor. Als er außer Gefahr war, setzte sie ihn auf einen Baumstumpf und hockte sich vor ihn hin, wobei sie ihn fest bei den Schultern packte. „Spencer, wenn du nicht auf mich hörst, wirst du keine achtzehn. Und der Grund sind vielleicht nicht einmal die Pferde.“

„Tut mir leid.“

„Jetzt kommt es aber dick für dich“, hänselte Brittany, die plötzlich auftauchte. „Du darfst nicht zu den Pferden, wenn Mutti und Papa nicht dabei sind. Jetzt wirst du tüchtig ausgemeckert.“ Ihr brauner Pferdeschwanz wippte bei jedem Wort.

Der rote Safrtrand über dem Mund ihrer Tochter erinnerte Tory an den nicht mehr arbeitenden Computer und an die verlorenen Seiten ihres Romans. Und wieder war sie den Tränen nahe. „Es kommt für euch beide dick“, sagte sie und erhob sich, wobei sie beide Kinder jeweils an einer Hand packte. „Ihr werdet *beide* ‚ausgemeckert‘.“

Eine Spottedrossel schimpfte im Walnussbaum, der zwischen den beiden benachbarten Häusern stand, während Tory ihre Kinder mit sich ins Haus zog. Sie hätte schwören können, dass der Vogel „Versager, Versager“ hinter ihr herrief. Die Katze kauerte unter der Verandatreppe und sprang mit ein paar Sätzen über den Rasen zum Walnussbaum, an dessen Stamm sie nun hinaufflitzte.

Der Vogel suchte das Weite, und die Katze schaute ihm verdutzt hinterher. Spencer versuchte stehen zu bleiben, indem er an Torys Arm zog. „Hol sie da runter, Mama! Hol sie da runter!“

„Das schafft sie alleine“, antwortete sie und versuchte, seine Hand wieder fester in den Griff zu bekommen, bevor er fortlaufen konnte. „Spencer, komm jetzt.“

Buster, der Hund des Nachbarn, bellte, als würde er Antwort geben. Er kam angerannt und tänzelte dann um den Stamm des Baumes herum. Die Katze kreischte und kletterte noch höher, während der Hund, auf seinen Hinterläufen stehend, Anstalten machte, seinerseits den Baum zu erklimmen. Das sah so bedrohlich aus, dass die Kinder anfangen zu schreien. „Sie klettert immer höher. Hol sie da runter, Mama!“

Wenn diese dumme Katze nicht schon so oft auf dem Baum festgesessen hätte und Barry, Torys Mann, nicht schon so häufig hätte auf den Baum klettern müssen, um sie herunterzuholen, dann wäre es möglich gewesen, die zugespitzte Lage einfach zu ignorieren und im Haus zu verschwinden. Doch da die Dinge nun einmal anders lagen, war dies nicht möglich.

Die Mittagssonne stand schon hoch am Himmel, und es war heute wieder viel zu heiß für Ende Mai in Tennessee. Die kleine Stadt hieß Breezewood, weil normalerweise immer ein frisches Lüftchen aus den Wäldern ringsumher wehte. Aber heute schien die Sonne trotzdem leichtes Spiel zu haben und heizte mit ungebremster Macht tüchtig ein. Torys dunkelbraunes Haar, das sie mit so viel Mühe gewickelt und geföhnt hatte, hing schon wieder in Strähnen herab und klebte an der Stirn. Die Kinder, die sie vor kaum einer Stunde frisch gebadet hatte, waren schon wieder

völlig verschwitzt. Das traf ganz besonders auf Spencer zu, der stark nach Schweiß roch. Tory sah das Planschbecken und hätte ihn am liebsten gleich dort untergetaucht. Aber das hätte wahrscheinlich zu viel Spaß gemacht und wäre auch noch als Belohnung verstanden worden.

Das Kläffen des Hundes ging in ein Winseln über, und die Katze kletterte immer höher in das Astwerk des Baumes, wobei sie jämmerlich maunzte. Tory schaute sich um. Vielleicht gab es ja etwas, womit man das ganze Affentheater beenden konnte. Der grüne Gartenschlauch lag zusammengerollt wie eine Schlange im Gras. Tory ergriff die Düse, drehte den Hahn voll auf und stellte den Strahl scharf. Dann zielte sie auf den Hund.

Der tänzelte davon, wobei er noch versuchte, nach dem Wasser zu schnappen, um einen tüchtigen Schluck zu nehmen. Dann richtete sie den Schlauch auf den Baumwipfel, wo sich die arme Katze in Todesangst an einen Ast klammerte. Der Strahl traf das Tier, aber bereits ohne allzu viel Druck. Doch es reichte, um es genug zu erschrecken und zu veranlassen, auf einen tiefer liegenden Zweig zu springen.

Die Kinder lachten und hüpfen vor Vergnügen, als die Katze den Wasserstrahl mit der Pfote zu parieren suchte. Nach und nach erreichte sie immer tiefere Zweige.

Sie hatte nun eine Höhe erreicht, von der aus sie zu Boden springen konnte. Tory richtete den Strahl so über den Körper des Tieres, dass es wegen der Dusche, die es nun abbekam, den letzten Sprung wagte.

Vergnügt rannte Spencer zu dem ebenfalls durchnässten Schäferhund hinüber und schlang seine Arme um ihn. Tory war entsetzt, denn nun würde ihr Sohn nicht nur nach Schweiß, sondern auch noch nach

nassem Hund riechen. Aber sie selbst roch ja auch nicht besser.

„Sie ist endlich unten“, quiekte Brittany und setzte zu einem Sprint über den nassen Rasen an. Sie wollte doch tatsächlich der durchnässten und verängstigten Katze hinterherlaufen, um sie in die Arme zu schließen.

„Britty, komm zurück, sofort!“

„Aber ich muss sie doch abtrocknen. Katzen finden es ganz doof, wenn sie nass werden.“

„Brittany, ich sagte, sofort!“

Brittany hielt inne, und sie versuchte es mit ihrem Hundeblick, der eine nachgiebigere Mutter sicher zum Einlenken gebracht hätte. Aber Tory übersah ihn geflissentlich. Stattdessen wandte sie sich nun ihrem übel riechenden Sohn zu und versuchte, seine den nassen Hund umklammernden Arme zu lösen. „Rein mit dir, Spencer! Rücke vor bis zur Badewanne – gehe nicht über Los und ziehe nicht 4000 Dollar ein.“

„Häh?“

„Die Badewanne, Spencer!“

„Wieso? Ich habe doch schon gebadet.“

„Du musst noch mal baden.“

„Ich bin doch ganz sauber.“

„Du gehst jetzt! Brittany, reinkommen!“

„Muss ich auch noch mal in die Wanne?“, fragte das Mädchen. „Ich habe doch nichts Schlimmes getan. Und dann ist Josephs Feier im Garten. Da werden wir doch sowieso wieder schmutzig.“

„Ich möchte, dass ihr wenigstens sauber dort ankommt. Dann könnt ihr euch schmutzig machen. Los, rein in die Badewanne.“

„Aber wir haben doch noch gar nichts gegessen. Ich habe Hunger.“

Natürlich, das Kind hatte Recht. Auch Spencer meldete seinen Hunger an. In diesem Augenblick

läutete das Telefon. Tory schob die Kinder ins Haus und eilte zum Telefon. Dabei übersah sie die schmutzigen Turnschuhe, die mal wieder mitten im Weg lagen. Sie stolperte darüber und konnte sich gerade noch am Tisch festhalten. Dann drehte sie sich um und beförderte sie mit einem Fußtritt in irgendeine entfernte Ecke.

„Schaff mir diese Schuhe aus dem Weg, Spencer!“, rief sie und nahm hastig den Hörer ab. „Hallo?“

„Grüß dich, Schatz.“ Es war Barry, ihr Mann. Und sie stellte sich vor, wie er jetzt gerade in seinem stillen Büro an einem aufgeräumten Schreibtisch saß, gleich wieder an seinem funktionierenden Computer tippen würde und die gelungenen Produkte seiner Hände Arbeit auf den wie Trophäen an der Wand aufgehängten Fotos betrachten konnte.

„Was ist los?“

„Och, eigentlich nicht viel“, sagte sie. „Mein Computer ist nur in Erdbeerlimonade ertrunken. Ich habe gerade eben Spencer von der Koppel gerettet, habe die Katze vom Baum geholt, und wir alle werden gleich unser zweites Bad am Vormittag nehmen, weil wir vollkommen durchgeschwitzt sind. Spencer riecht wie Buster ... und gegessen haben wir auch noch nicht.“ Dann fragte sie mit bemüht säuselnder Stimme: „Und was hast du so bisher gemacht?“

„Was soll das heißen: Der Computer ist in Limonade ertrunken? Ich habe dir doch immer gesagt, du sollst die Kinder von ihm fern halten.“

„Ich war höchstens fünf Minuten im Schlafzimmer, um mich für Josephs Geburtstagsfeier fertigzumachen. Jetzt kann ich nicht mehr schreiben. Die Tastatur ist hin, und ebenso die vier Seiten, die ich schon fertig hatte, als am Morgen die Sesamstraße lief.“

„Tory, dieser Computer hat über 1000 Dollar gekostet!“

„Sag das den Kindern.“ Sie schaute misstrauisch hinüber zur Speisekammer, in der die Kinder still und leise verschwunden waren. Als sie wieder auftauchten, hatten sie sich schon eine Tüte Gummwürmer unter den Nagel gerissen. „Bringt das sofort zurück, und dann ab in die Badewanne. Ich will das nicht noch einmal sagen müssen!“

„Au weia“, hörte sie Spencer plötzlich flüstern, und Brittany kicherte.

„Barry, sag mir, was ich mit dem Computer machen kann. Ich muss ihn doch unbedingt retten.“

„Ruf doch den Händler an. Die haben sicher eine Hotline.“

„Das werde ich machen, wenn es hier ein bisschen ruhiger geworden ist.“

„Und Tory, die Kinder müssen eine Strafe bekommen. Am besten du verbietest ihnen, heute rüber zu Joseph feiern zu gehen. Sie haben sich doch sicher darauf gefreut. Es wird ihnen eine Lehre sein, wenn sie jetzt nicht gehen dürfen.“

Tory hörte, dass das Wasser in die Badewanne lief, und die Katze kratzte an der Hintertür, um eingelassen zu werden. „Barry, wenn ich das tue, muss auch ich zu Hause bleiben. Und ich habe mich schon auf die netten Gespräche mit den Erwachsenen gefreut, auch wenn uns eine Horde Kinder um die Beine wuselt.“ Sie seufzte. Dachte sie wieder nur an sich? „Weißt du, ich werde erst einmal versuchen, den Computer wieder in Gang zu bringen. Auch muss ich die Kinder jetzt baden. Komm nicht so spät heute Nachmittag. Ich bin dann sicher schon grau geworden und reif für die Klapsmühle.“

„Hm ... tja ... das ist der eigentliche Grund für meinen Anruf. Also nicht wegen der Klapsmühle. Mehr wegen meines Späterkommens.“

„Nein, Barry!“, rief sie in den Hörer und ließ sich

vor Schreck in einen Stuhl fallen. „Tu mir das nicht gerade heute an. Das ist heute wirklich kein guter Tag.“

„Ich kann es nicht ändern. Ich muss heute lange arbeiten.“

„Über welche Zeit sprechen wir denn? Sieben Uhr? Acht Uhr?“

„Vielleicht halb neun. Ein wichtiger Kunde will mit einigen von uns essen gehen. Es geht um viel Geld. Und wir haben bei diesem großen Abschluss schon fast den Fuß in der Tür. Da kann ich nicht nein sagen.“

„Natürlich nicht.“ Sie spürte, wie der Kopfschmerz sich anschlich. „Okay, ich muss jetzt los. Es wäre schön, noch ein bisschen zu plaudern. Aber du musst sicher auch gleich zur Mittagspause gehen. Gib dem Kellner ein schönes Trinkgeld von mir, ja?“

„Mensch, Tory!“

„Tschüss, Barry.“ Sie legte auf und eilte ins Badezimmer, um zu sehen, ob sich die Kinder schon gegenseitig ertränkt hatten.

Aber sie lebten noch, hatten sich Badeanzug und Badehose angezogen, saßen in einer zehn Zentimeter hohen Wasserpfütze, deren Reinigungsvermögen gleich null war, und spielten Wasserschlacht mit den Plastikschiffchen, die immer auf dem Badewannenrand parat standen.

Tory nutzte die Gelegenheit. Sie ging ins Wohnzimmer und ließ sich auf die Couch fallen. Barry fühlte sich jetzt wahrscheinlich miserabel, dachte sie fast mitleidig. Es war ja nicht seine Schuld, dass er einen Beruf hatte, der ihm Spaß machte, der es aber auch mit sich brachte, in Restaurants speisen zu können und den ganzen Tag mit vernünftigen Erwachsenen plaudern zu dürfen. Er glaubte, ihre ganztägige Heimarbeit sei doch ein großes Privileg. Und ihr war klar, dass es das *eigentlich* auch war.